

Halle'sche Zeitung. Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Anzeige-Gebühren für die hiesigste Zeitung oder deren Nummer für Halle in Reg.-Bez. Magdeburg...

Bezugs-Preis für Halle und Umgebungen 2,50 A. für die Post bezogen 3 A. für das Ausland...

Nummer 95.

Halle, Montag, 26. Februar 1894.

186. Jahrgang.

Telegramm-Adresse: Courrier Hallejale.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten der Halle'schen Zeitung.)

Wien, 26. Februar. Der Bürgermeister Brecht ist gestern Nachmittag an der Weststation Kretzschmar gestorben.

Petersburg, 26. Februar. Das gestern Abend über das Befinden des Ministers Giers ausgegebene Bulletin lautet: Die Verfassung ist befriedigend, früh 76. Das Augenoderm hat sich bedeutend vermindert, das Atmen hat aufgehört, die Kräfte nehmen zu, der Appetit ist gut, Schlaf ist vorhanden.

Sten, 26. Februar. Der demokratisch-freimüthige Parteinagel von 343 Delegirten aus allen Landestheilen beschloß, die bisherige Parteioberleitung zu scharfen und lehnte jede Initiative der Versammlung betreffend das Recht auf Arbeit, die unentgeltliche Krankenpflege, sowie das Tabakmonopol und die Vertheilung eines Theiles der Zollsummen ab, will aber die Vertheidigung gegen Arbeitslosigkeit durch den Staat befürworten.

Paris, 26. Februar. Bei den gestern stattgefundenen Gemeinderathswahlen wurden fünf Sozialisten und ein gemäßigter Republikaner in den Gemeinderath gewählt.

Hiel, 26. Februar. Der Kaiser hat für die Hinterbliebenen der auf der „Vandalenburg“ verunglückten 3000 Parkarbeiter eine Summe von 150000 Mark eingezogen. Das Reichsministerium hat sofort nach der Katastrophe den Wägen der verunglückten Bergarbeiter reichliche Unterstützungsbeträge gewährt, jedoch eine augenblickliche Nothhilfe nicht befristet.

Wien, 26. Februar. Die „Köln. Ztg.“ bepricht die Ausföhrten des deutsch-russischen Handelsvertrages im Reichstage und kommt auf Grund sorgfältiger Berechnungen zu dem Schluß, daß 137 Gegener 198 Freunde der Vorlage gegenüberstehen. Das Blatt sagt, die Ausföhrten seien nicht so günstig, als man allgemein hienichtlich behaupte.

Wien, 26. Februar. Die von dem Hauptkassirer Feresz aus der Staatskassendirektion befristete Summe beträgt genau 102 000 M. Feresz hat diese Summe seinem leibschützigen Bediensteten geschenkt. Feresz soll nach Wien geschickt sein; die Polizei hat einen Schiedsrichter gegen ihn erhoben.

Wien, 26. Febr. Nach Meldungen aus Agram soll der nach dort zurückgekehrte Korps-Commandant Feldmarschall-Lieutenant Graf Welfensheim aus Wien wichtige Mittheilungen in Betreff der Sicherung der Grenze gegen Serbien mitgetheilt haben.

London, 26. Februar. Das „Reuter'sche Bureau“ meldet aus Bathurst: Die im Gambia stationirte kleine Abtheilung westindischer Truppen mit Marinevolk aus den Kanonenbooten „Malgait“ und „Widdow“ griff gestern den Schloßhändler freiburgischen Ursprungs John Clark an. Die Gambiaer erlitten eine Niederlage. Drei Marineoffiziere und 10 Soldaten wurden getödtet, etwa 40 Mann wurden verwundet.

London, 26. Februar. Aus Rio de Janeiro wird gemeldet, daß das Aufregensschiff „Mercurio“ von den Batterien der Festung Bonde beschossen wurde. In Folge der Explosion des Dampfes soll das Schiff gänzlich getrimmt und mit den Wasserten gesunken sein.

Petersburg, 26. Febr. Professor Sacharin erklärte vor einigen Tagen dem Czar, für vollkommen genesen. Der Petersburger Reichstag nennt eine riesige Summe (60 000 Rubel), die Sacharin als Honorar erhalten haben soll. Der Professor lehnte jedoch jede Honorarforderung ab. Darauf verließ der Kaiser ihm den Alexander-Nikolai-Orden und ließ ihm 25 000 Rubel überreichen. Die Kaiserin schenkte ihm einen mit Goldstein besetzten Kränichel.

Petersburg, 26. Februar. Das Befinden des Herrn von Giers ist, abgesehen von einer geringen Abminderung der Augenbeschwerden, unverändert befriedigend.

Warschau, 26. Februar. Die in den Hospitälern des Reichs-Gouvernements thätigen barmherzigen Schwestern erlitten von der Behörde die Weisung, eine Prüfung in der russischen Sprache abzulegen.

Paris, 26. Februar. Ueber die wahre Lage der Franzosen in Tonkin veröffentlichen das Pariser Blatt „L'Echo de l'Indochine“ eine Mittheilung aus der erhellt, daß die französischen Indochinesen, die im Tonkin existiren, sich in großer Anzahl befinden, welche die Schwärze der Schwarzen überlegen und nicht die Franzosen Herren des Landes sind. Nach dieser Mittheilung soll der französische Resident in Tonkin dem Vizekönig von Annam eine Jahresunterstützung von 2000 000 Francs, damit er die Bewegungen der durch den Czar ausgesandten 100 000 Mann französischen Truppen nicht fürchtet, die in den Nordprovinzen Tonkins bestimmeten Truppen sind fast überall von ihren Bothen zurückgezogen worden, weil sie sich nicht mehr länger gegen den überlegenen Andrang der Schwarzen halten vermögen.

Paris, 26. Febr. Emile Henry erhielt einen Brief, in welchem mancherlei wird, daß die Anarchisten von Cornelius Drey Selbsterlöschung erlitten.

Ein politischer Rückblick.

Mit einer scharfen Diktion sang die vorvergangene Woche aus, mit einem zu Bergen dringenden Jubelruf setzte die letzte ein — Leid und Schmerz zusammenhängend auf engem Raum. Während ein entsetzliches Verhängnis in wenigen Augenblicken unglückliches Gland über viele deutsche Familien gebracht hat, ein Verhängnis, das brauen Frauen und unterthänigkeitsbedürftigen Eltern, armen Kindern und hilflosen Geschwistern Gatten und Sohn, Vater und Bruder raubte, während ganz Deutschland ihrem trübsinnigen Blickes schuldlos nach der Stadt Kiel, wo die im Reich des Vaterlandes Geschickenen zur letzten Ruhestätte begleitet wurden, kranklich leuchtend lauter Jubel durch die deutschen Gauen. Kaiser Wilhelm weckte in Friedrichsruh bei vielgetreuen Anhängern.

Ein Lichtblick war die Verlobung, und wie vom Alpdruck befreit athmete das Volk auf, als es klar geworden, daß die Verhältnisse, unter welchen noch alles, was deutsch ist und deutsch fühlt, schwer litt, eine Wendung genommen hätten. Und wahrlich! Den Lichtblick brauchten wir, denn unheimliches Gemöhl steigt auf am Horizont und eine endlose Reihe von trüben Tagen scheint hereinzubringen zu wollen.

Warum wir dieses äußere Brognostikon stellen, das dürfte eine Parallele ergeben zwischen der wirtschaftspolitischen Ereignissen Anfang der Vierziger Jahre und vor Jahren. Es kann für keinen Kenner der preussisch-deutschen Wirtschaftsgeschichte zweifelhaft sein, daß die ganze Gesehgabung, wie sie sich seit 1851 anbahnte, eine Folge der wüsten Orgien war, die das entsetzliche mobile Kapital in den Jahren nach dem französischen Kriege feierte und welche den großen Reichthum von 1873, der Millionen Erbkinder ruinierte, herbeiführte. In jenen Jahren knüpfte sich bei der Nationalbank die große englische Autorität Macaulay im Laufe der Geschichte besonders aufzubedenken, die Minderwirkung: die tiefe Depression, das vollständige Zerniedrigen von Handel und Industrie, die furchtbar geherrschte Arbeitslosigkeit führten zu einem Auswachen der Sozialdemokratie, die ihr wahres Gesicht in den Augen der Verlorne des großen Selbstverleugers gerichtetem Ahtentaten zeigte. Das öffnete den Staatsmännern die Augen, eine Umkehr war dringend geboten. Es galt, die Auswüchse einer liberalen Gesehgabung zu beschneiden, die auf allen Gebieten ihre Triumphe gezeitet hatte: im Gernere, im Preis, im Aktien-Gesetz. Eine Periode heilsamer Arbeit begann, der nationalen Produktion wurde ein energischer Schutz zu Theil, durch ihre koloniale Thätigkeit verjagte die Regierung, den deutschen Erzeugnissen ein neues gesichertes Absatzgebiet zu erschließen, während eine neue sozialpolitische Gesehgabung die Anwendung von den brutalen Theorien des Mandarinschismus vollzog und nur das Mangeljahr von 1871 keiner Revision unterzogen wurde.

Die wirtschaftliche und politische Situation ist heute derjenigen nach dem Sturme von 1873 nicht so unähnlich. Die Jahre 1888 und 1889 hatten wieder eine Hochfluth von Gründungen gebracht, deren Zahl die der vormaligen Epoche noch übertraf und wenn die schließlichen Konsequenzen dieser übertriebenen Spekulation ausblieben, so hat die Aktiengeheulwelle von 1884 mit ihren weitgehenden Nominalbestimmungen daran ihren unbefriedigenden Antheil. Aber ein Rückschlag trat dennoch ein und großartige private und staatliche Zahlungsvorgängen, die weniger eine Ursache als vielmehr ein Symptom der allgemeinen Lage waren, ließen die Verhältnisse wüsten auf die Spitze. Das wir heute wieder inmitten einer wirtschaftlichen Krise stehen, darüber ist sich Niemand im Unklaren. Die gelegentlichen Anläufe, welche die Courie in den letzten zwei Jahren nahmen, sind vielmehr auf börsentechnische Momente zurückzuführen, als auf eine Erriahrung der wirtschaftlichen Kräfte.

Das politische und ökonomische Verhältnisse sich wiederholen, ist allbekannt, besonders kluge Leute haben sogar einen Zusammenhang zwischen den Kriegen, den Sonnenflecken und den Handelskrisen konstruiren wollen. Ohne diesen Schritt mitzumachen, meinen wir doch, daß die Erfahrung an der letzten zwanzig Jahre die Gesehgabung war, was man nicht und was man nicht wissen will. Es geschieht das genaue Gegenstück von alledem, was sich damals bewährte hat. In einer Periode wirtschaftlichen Verfalls und sinkender Preise werden die Handelskrisen geöffnet. Die vornehmste nationale Produktion wird erbarungslos der ausländischen Konkurrenz preisgegeben. Es widerstrebt uns, die Konsequenzen auszumalen, wie sie die Ereignisse von 1873 bis 1879 leider so deutlich vorzeichnen. Denn wir hoffen, daß ein gültiges Gesetz über dieses Vaterland vor dem Unheil bewahren möge, das sich damals an die folgenden liberalen Regierungen geknüpft hat und das erst die Eins und Umkehr unserer leidenden Staatsmänner zu wehren vermochte.

Fretlich hält es sehr schwer, vertrauensvoll den kommenden Dingen entgegenzublicken. Der Neuerung ist es gelungen, einen klaffenden Gegenatz zwischen den produzierenden Elementen des Staates künstlich zu schaffen. Es bleibt einer späteren Gesehgabung überlassen, zu erörtern, welche Faktoren wichtig gewesen sind, um das jedem Politiker pflichtgemäße Wohlwollen gegen die Landwirtschaft zu erschüttern und dadurch eine Partei, welche die bewussten Vertreter des Ansehens von Thron und Altar ist, in die verurtheilten Erreich gegenüber, den der russische Handelsvertrag bedeutet, die kleinen Palliativmitteln, mit denen man die Landwirtschaft beschuldigen will. Noch ehe die Silberrenquete-Kommission zusammengetreten war, wußte man, daß ihre Arbeiten eine praktische Bedeutung schwerlich erlangen dürften. Das Kaligeseh entsprang gar der klar erkannten Nothwendigkeit, der Landwirtschaft

ein unentbehrliches Surrogat und dem Vaterland einen unerföhrlichen Schutz zu sichern. Mögen aber die Konventionen in der Kommission dahin wirken, daß nicht blindes Vertrauen der Regierung unbedrängte Vollmacht in die Hände legt. Wenn der Reichstagler einen russischen Vertrag schließt, so kann auch bereit ist preussischer Handelsminister aus politischen Interessen die Ratifizierung liegen, oder ein Verkehrsminister, dessen Tarifpolitik bereits den schweren Bedenken begegnet ist, durch Gesehgabung der Franzosen den Nutzen des Kaligesehens hinsichtlich der Verhältnisse in der Provinz Sachsen wirtschaftlich reformieren, deren Einfluß nicht zum geringsten Theile die wohlthunende Gesehgabung der 80er Jahre gesteuert ist, welche die Landwirtschaft nicht allein in ihrem eigenen Interesse, sondern des Vaterlandes überhaupt stellen muß und sie wird, dessen sind wir gewiß, nicht eher aufhören zu arbeiten, bis ihre Stimmen wieder gehört und ihre Maßnahmen befolgt werden.

Die wirtschaftspolitische Aktion in Deutschland sieht auch im Ausland im Vordergrund des Interesses und nur Ereignisse von derselben Symptomatischen Bedeutung wie die an der sich ereignen. Die Verhältnisse in Frankreich veranlassen besonders die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Was diese Schandthaten lehren, das hat die konteraktive Presse oft genug ausgesprochen. Eine selbsteigene monarchische Verfassung ist die beste Schutzwehr gegen solche Unthaten und wer auch immer daran zu rütteln verjagt, der bringt gleichzeitig sein Vaterland in Gefahr. Die Sozialdemokraten nun lehren ja die Verantwortung für die Bombenattentate ab und verweisen stolz auf den Ausspruch des „Genossen“ Bebel, daß die Anarchisten ein Tollhaus oder ins Irrenhaus gehören. Aber Eugen, der Generalanwältiger der freimüthigen Volkspartei, hat ja auch in Wort und Schrift gegen den sozialdemokratischen Infanzialismus gemeldet und immer doch im Gesehgabung regelmäßig mit den Vertretern der internationalen Sozialdemokratie. Der politische Radikalismus, wie der freimüthig vertreten hat, ist eben das Gemeinwohl aller dieser Völkern und die wirtschaftlichen und theoretischen Differenzen treten dahinter zurück. Der Menge thut eben der Richter nicht mehr genug und darum nahm sie Bebel und Liebknecht. Der natürliche Entwicklungsgang zum Extrem wird auch hier eintreten, wenn nicht eine fraße Gesehgabung im Innern und ein geschlossenes Zusammengehen der Kulturthalen ein Gegengewicht schafft. Die Fäden des anarchischen Betriebes spannen sich über alle Länder: in Frankreich, Spanien, Italien und England trachten die Bomben gleichzeitig. Der Zusammenhang der pariser Attentate mit dem Londoner Anarchismus ist erwiesen und wenn es im Ausland so politisch anständig ist, so liegt das vielleicht zum Theil an dem gut funktionirenden Polizeiparappat, vermag aber Niemanden über den wahren Stand der Dinge zu täuschen. Es giebt vielleicht keine größere Interessengemeinschaft als die gemeinsame Aufgabe aller monarchisch regierten Staaten, die unterstützenden Elemente zu unterdrücken und die politische Interessengemeinschaft unwirksam als eine viel sicherere Freireiserebürgschaft erweisen als alle auf sein und mehr Jahre abgeschlossenen Handelsverträge.

Unsere beiden andern Dreißigthalen haben im Innern viel zu schaffen. Der soeben abgeschlossene Daulandungsprozess in Oesterreich hat den Beweis erbracht, wie gefährlich es ist, national-partikularistische Tendenzen sich auszuwachen zu lassen. In Ungarn löst der Kampf um die Cisleithe. Das das Verhängnis der Vorlage, welche die Institution der Cze verordneten will, anminnt, gilt außer Zweifel; man erwartet jedoch, daß das Magnatenhaus das Gesetz zu Fall bringt, da hier die liberale Richtung stärker vertreten ist, und die Rücksichtnahme auf den Wunsch Kaiser Franz Josephs, der als gläubiger Katholik den geplanten Änderungen enthielten widerstreben soll, hier eine größere Rolle spielt.

Italien leidet unter der Unangst der finanziellen Lage und ein trostloses Bild war es, welches der Abgeordnetentag unter dem Finanzminister Somino am Mittwoch einhüllend worden ist. Man darf mit Recht gespannt darauf sein, ob das junge Ministerium Gritti den parlamentarischen Gewohnheiten zeigen wird. Wie mag dem deutschen Volkem die italienischen Ministerpräsidenten uns Ders sein, wollen er sich über den Stand der Dinge in Italien unterrichten. Er geht einem nicht minder schweren Kampf entgegen und sollte er, was wir einfinden noch bezweifeln, die Scala der Handelsverträge vermeiden, so geräth er in die Gefahr des Reichsvertrages, bei welcher er die Hüße der Konventionen schwerlich wird entbehren können. Ob dann hinter Garibaldi Namen ein Aussehen oder ein Fragezeichen stehen wird, wer sollte das jetzt schon mit apostrophischer Gewißheit voraussagen im Stande sein?

Deutsches Reich.

Am Sonntag internom der Kaiser und die Kaiserin eine gemeinsame Ausfahrt und begaben sich dann zu einem kurzen Besuche nach dem Zeughaus. Amends 7 Uhr nahm der Kaiser an dem von Oberpräsidenten Dr. v. Achenbach im Englischen Hause veranstalteten Dinner theil, woselbst er bis 10 Uhr blieb. — Am Sonntag Nachmittag wohnten die Majestäten dem Gottesdienst in der Dom-Interimskirche bei. Im 1/4 Uhr fand im königlichen Schloße zu Ehren des Königs von Württemberg eine große Festlichkeitsfeier statt. Der Kaiser beabsichtigt, wie berichtet, die große Festausstellung bei Ebern, die gleich nach den großen Manövern stattfinden wird, beizumohnen. Aber mit der Leitung dieser großangelegten Uebung, die in mancher Beziehung sich doch anders gestalten wird, als im vorigen Jahre geplant war, beauftragt wird, ist noch nicht bestimmt. Der Kaiser hat sich darüber Näheres vorbehalten. Es werden interessante Berichte mit Magazingewehren gemacht,











# Genilleton-Beilage der Halleschen Zeitung.

N. 48.

Halle a. S., Montag, den 26. Februar

1894.

## Glück.

Von N. M. Witte.

(Nachdruck verboten.)

[12] Frau von Welfersdorf ist betroffen. Sie hat immer, und mit Recht, eine gewisse Eiferjucht auf den General bei Nora vernunthet, und hat niemals geglaubt, daß diese Falt so das Wort reden würde. Sie weiß seit den letzten Besuchen des Jugendfreundes, was ihr seit dem Sommer schon eine leise Ahnung zugesüßert hat, daß ihre Tochter sich geirrt, daß das Interesse für sie jetzt nur noch Interesse für die Mutter der Geliebten ist, daß sein Herz nicht mehr in alter Weise für sie, daß es für die Tochter schlägt. Es ist Frau von Welfersdorf bei ihrem ganzen Naturell nicht leicht geworden, sich mit Ruhe in diesen Gedanken zu finden, aber sie hat sich jetzt damit vertraut gemacht; und da sie sieht, daß die Tochter ihn so hoch stellt, hält sie es für ihre Pflicht, sie aufzuklären. „Falk meint nicht mich, mein Kind, sondern — Dich.“

Nora steht starr, unbeweglich. Zu plötzlich hat die Mutter den Schleier von ihren Augen gerissen.

„Nicht?“ Ihre Augen werden unnatürlich groß. Sie ist sehr blaß geworden. Sie fühlt das Bedürfnis, allein zu sein und verläßt das Zimmer. Instinktiv versteht die Mutter sie und folgt ihr nicht. Nora sinkt im Nebenzimmer auf einen Stuhl und starrt ins Leere. Sie denkt um Jahre zurück, an Alles, was sie einst vom Leben erwarten durfte, und was es ihr gebracht hat. Sie denkt an Berg, an den kurzen Frühlingstraum ihres Lebens, der mit seiner Person so eng verknüpft ist, und sie sagt sich, daß, wenn alle Enttäuschungen sie noch einmal treffen sollen, sie doch jene Zeit nie missen möchte. Sie sagt sich aber auch, daß dort draußen die öde Welt ihr nie etwas geben wird, daß sie an dem Herzen eines so edlen Mannes einen Schutz und eine sichere Heimath finden wird; daß es, bei der großen Verehrung, die sie von Anbeginn für ihn empfunden, kein Opfer ist, den Lebensabend dieses Mannes zu erheitern, sondern vielmehr eine hohe, heilige Aufgabe, die ihr Gott gestellt, — wenn es überhaupt wahr ist.

Sie ist ruhiger geworden und kehrt zur Mutter zurück.

„Du irrst Dich doch, Mama,“ sagt sie bestimmt, „ein Mann, wie der General, beansprucht eine andere Frau, wie mich.“ Sie versucht sich selbst damit den Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, sie kann aber nicht hindern, daß er von Neuem an sie heranzieht, als sie, zu der Baronin wieder zurückgekehrt, hört, daß der General sie erwartet, und alles Blut stürmt bei der Erinnerung an die Bemerkung der Mutter in ihre Wangen, so daß sie keine Worte zu finden vermag, als sie ihm gegenüber steht; auch er schweigt nach der ersten Begrüßung.

Leise treibt der Wind die Schneeflocken gegen die Fensterscheiben. Die Uhr tickt auf dem Kaminsims, man vermag das Athemholen der Weiden zu vernehmen. Seine Stimme zittert, als er beginnt:

„Sie werden sich wundern, mein Kind, über das, was ich Ihnen zu sagen habe, vielleicht sich wundern, daß ich überhaupt zu sprechen wage. Diese Stunde ist aber mächtiger, als mein Wille; und — einmal im Leben begehrt jedes Herz sein Recht. Das meine ist alt geworden und muß es ertragen, wenn Sie mich gehen heißen, aber ich muß Ihnen sagen, ich liebe Sie, Nora. Nicht, weil Sie das Ebenbild der Frau, der einst mein Herz in stürmischer Jugendglut schlug, weil mir in Ihnen jene kurze, goldene Zeit lebendig wurde, sondern trotz des Reizes, der auf meinen Scheitel fiel, mit aller Kraft meiner Seele. Mein Alter müßte mir sagen, daß ich keine Ansprüche an Liebesglück mehr habe, das schon in der Jugend mir verfaßt geblieben; aber Sie sollen wissen, Nora, daß Sie die Einzige sind, welche die Funken zu neuer Flamme entfachen konnten, obwohl die Jugend hinter mir liegt, daß mein Herz das Ihre ist, bis zum letzten Athemzuge.“

Er hat mit leiser Stimme gesprochen, aber durch diese dringt all die Leidenschaft, die er solange fest im Herzen verschlossen gehalten. Ihr ist es, als kann sie den Blick seiner gütigen, treuen Augen nicht länger ertragen, als dürfe sie es sich immer vergeihen, solche Liebe zurückzuweisen, und — als er ihre Hand ergreift, wehrt sie ihm nicht, sie läßt es ruhig geschehen, daß er

dieselbe an seine Lippen zieht, und unwillkürlich lehnt sie sich an ihn, als er leise zu ihr sagt: „Nora, meine Braut.“

Ein glückliches Lächeln überfliegt seine Züge, er beugt sich nieder und blickt in ihre Augen.

„Du weinst?“ fragt er zärtlich und zieht sie fester an sich. Ihr ist zu Muth, als hätte sie einen Hasen erreicht, als dürfte sie die Last des eigenen Jchs auf seine starken Schultern werfen, als könne sie sich niemals mehr heimathlos und unglücklich fühlen; und fast schüchtern blickt sie zu ihm auf.

„Jetzt sollst Du um nichts mehr sorgen, Nora, ich bin da, dem Du Alles anvertrauen kannst! Denke jetzt, daß Du einen Freund hast, der für Dich handelt, und der die Hoffnung hegt, daß Du ihn lieben lernen wirst.“

Ihr Herz ist ergriffen von unbeschreiblicher Behmuth und inniger Dankbarkeit für so große, nicht fordernde, nur gebende Liebe, daß sie eine Bewegung macht, als wollte sie seine Hand küssen, er aber zieht sie zu sich empor und berührt zum ersten Male ihre Lippen. Er hatte noch nie ein Weib geküßt, und nun ist es die Tochter der einstgeliebten, die er im Arme hält, und die ihm das Glück gewähren will, das er in der Jugend nie besitzen und im Alter nicht mehr zu erhoffen gewagt hat.

### Dreizehntes Kapitel.

Auf Wunsch des Generals, der seine Braut in keiner abhängigen Stellung mehr sehen will, wenn die Baronin Carmer sie auch fast mehr als Tochter wie als Gesellschafterin behandelt hat, da nach ihrer Ueberzeugung dem jungen Mädchen dieser Platz gebührt, scheidet Nora gleich nach ihrer Verlobung zu ihrer Mutter über.

Bei ihren Verwandten herrscht große Freude über die vernünftige Wahl der Nichte, die sie ihr allerdings zugetraut hätten, wie Onkel Robert, der sich verpflichtet fühlt, deshalb nach Berlin zu kommen, lobend anerkennt. Er geht sogar so weit, Nora tausend Thaler zu schenken, damit sie sich „Toiletten“ anschaffen könne, von denen Nora sofort der Baronin Carmer die achthundert Mark zurückerstattet.

„Du hast doch noch Glück gehabt,“ bemerkt der Onkel, „bei Tante Marietta würdest Du vielleicht keinen hohen Offizier kennen gelernt haben, der sich in Dich verliebt hätte; da war es diesmal doch zu etwas gut gewesen, daß Du gegen unseren Willen handetest.“

Noras Augen leuchten in Empörung. Ich hegte niemals diesen Nebengedanken, Onkel, — ich hatte nur die Absicht, unabhängig zu werden. Ihr glaubtet damals, ich erniedrigte mich dadurch, — ich fand, der Mensch, der, um seine Selbstachtung zu wahren, arbeitet, erniedrigt sich nie.“

„Bei der Baronin Carmer fiel Dir auch eben keine zu schwere Arbeit zu,“ meint er, die letzten Worte etwas spöttisch betonend.

„An Arbeit im eigentlichen Sinne des Wortes konnte ich auch wohl bei meiner Erziehung und meinen Lebensansichten nicht denken,“ erwidert sie ruhig, obwohl eine verrätherische Röthe, die ihre Wangen überfliegt, zeigt, daß sie sich über ihren Onkel ärgert.

„Und die Pflichten, die ich, bei der Baronin Carmer übernahm, habe ich durchgeführt, das zeigt wohl ihre Güte, als sie des Generals Bitten sofort nachgebend, mich in Augenblick meiner Stellung entband, ohne Erlas zu haben.“

Graf Robert Hohensfels antwortet nicht; es empört seinen aristokratischen Stolz, daß seine Nichte so ruhig von ihrer „Stellung“ zu sprechen vermag, und er zieht vor, das Gespräch mit ihr abzubrechen, obwohl er eigentlich ungern die Frage unterdrückt, warum sie ihren Verlobten stets den General nennt.

Die Klugheit und sichere Verbandtheit Noras imponiren ihm mehr, als er sich selbst eingestehen will, und es ist ihm unangenehm, daß solch junges Wesen, mit ihren — den seinen so häufig entgegengesetzten Ansichten, ihm an sond hohe Achtung abnötigt. Er hätte sie gern von sich abhängig gewußt, und sie diese Abhängigkeit dann gewiß fühlen lassen, denn den ersten Refus in seinem Leben verdankt er dieser Nichte.





hörte von dieser Bedingung und versprach, derselben Folge leisten zu wollen. Das Diner nahm seinen Anfang, Dumas, der sonst so geprüdige Wiktopf, sprach kein Wort zu Aller Erstamen, während sein Gegner mit aus den Augen leuchtender Freude über seinen Erfolg nun erst recht sein kleines Licht leuchten ließ und in einem Sprechen blieb. Krebsse wurden herumgereicht, jener adelige Feind Dumas' nahm sich mehr davon als üblich und sagte: gleichsam seine Unbescheidenheit entschuldigend: „Krebsse esse ich sehr gern, Krebsse könnte ich soviel essen, wie Simson Philister erschlug.“ — „Wahrscheinlich auch mit demselben Instrument!“ replizierte Dumas schlagfertig zu aller Erheiterung. Es waren die einzigen Worte, die er während der ganzen Tafel sprach, dann schwieg er, aber auch sein beschämter Gegner hielt sein mit Gelskinnbaden verglichenes Sprechwerkzeug.

Nach Beckmann, der bekannte Berliner Komiker, war ein wegen seines schlaf fertigen Wibes gern gesehener Tischgast. Nicht alle Komiker sind im Privatleben heiter; so ist z. B. Helmerding, der Nachfolger in der Gunst der Berliner, heute ein über siebzig Jahre alter Bühnenveteran, als Melancholikus bekannt. Nicht so Beckmann, der während der Unterhaltung Wig sprudelte. Um so mehr mußte es auffallen, als er einmal während eines Festmahls beharrlich schwieg. Der Gastgeber, der den Künstler wohl hauptsächlich zur Erheiterung der Gäste geladen hatte, wurde bereits unruhig und zog den ebenfalls anwesenden Kollegen Beckmann's, den Schauspieler Pohl zu Rathe, was zu machen sei, um Beckmann an seine gesellschaftliche Pflicht zu erinnern. Pohl gebrauchte denn auch das einfachste, aber wohl auch das ungeschickteste Mittel. Er erhob sich und forderte Beckmann laut vor aller Tafelrunde auf, ein paar Wige zu machen. Beckmann gestand, nichts „auf Lager zu haben“. Aber er wolle einen Traum erzählen, den er in jüngster Nacht gehabt und der ihn bisher so nachdenklich gemacht habe. „Wir träumte“, so ungefähr erzählte der Künstler, ich sei gestorben und an die Himmelsporte gekommen. Bei meinem Anpochen erdienen Petrus und fragte mich, was ich wolle und wer ich sei. Ich antwortete: ich bin der Schauspieler Beckmann und will in den Himmel.“ Petrus zuckte die Achseln und sagte: „Thut mir leid, aber Schauspieler darf ich nicht einlassen.“ Damit verschloß er die Pforte und ließ mich stehen. Ich mußte wieder fort und legte mich ruhig in mein Grab. Nach einigen Tagen erzählte mir ein Todter, den sie neben mich legten, mein Kollege Pohl sei ebenfalls gestorben und in den Himmel gekommen. Darüber entrüstet, stand ich auf, slog noch einmal zur Himmelsporte,

klopfte Petrus heraus und fragte ihn, tief beleidigt ob der Zurückweisung, warum er denn nicht eingelassen, da doch der Schauspieler Pohl hineingedurft hätte. „Lieber Mann,“ antwortete Petrus und klopfte mir auf die Schulter, „beruhigen Sie sich, Pohl ist nie ein Schauspieler gewesen!“

Aber der echte Wig, die eigentliche Gabe der Unterhaltung will nicht herausgefordert sein, diese Kunst muß zwanglos geüben, wie jede echte Kunst. Die belebte Tischunterhaltung froher Tafelgenossen kann freilich ungemein anregend wirken. Diese anregende Wirkung wird aber meistens nicht durch feierliche Ankündigung von Vorträgen berühmter Bratenkünstler erzielt. Im Gegenteil jeder feierliche Ernst bannet die Gemüthlichkeit. An ungemüthlicher Tafelrunde, an welcher womöglich die Teilnehmer sich eben erst kennen gelernt haben, gedeiht keinerlei Tischunterhaltung. Der lustigste Wig fängt bei denen nicht Feuer, die selbst den Zündstoff der Fröhlichkeit nicht in sich tragen. Man wird nicht selten beobachten, daß die wichtigste Tischrede wirkungslos vorübergeht, wenn der Redner die Ungeschicklichkeit begeht, sie schon zu verpuffen, bevor die Teilnehmer noch erst recht warm geworden sind, während bei fröhlicher, gemüthlicher Tafelrunde die harmloseste Rede die größte Heiterkeit erregt. Eine echte Tafel fröhlichkeit erzeugt die besten Gedanken. Ein Festmahl ist das mit gutem Wein und guten Speisen gebrügte, von fröhlichen Freunden gepflegte Feld, auf dem am besten und herrlichsten die Gedankenfaat gedeiht.

Domenico Cimarosa, der bekannte italienische Komponist, welcher durch die Fülle der Gedanken, welche in allen seinen Kompositionen herrscht, zu der cum grano salis zu verstehenden Behauptung Veranlassung gab, daß „ein Finale von ihm Stoff zu einer ganzen Oper enthalte“, soll am liebsten im Kerzenschein des Speisesaales komponirt haben, wenn er sich von Freunden umgeben beim Festmahl saß. Die Motive der meisten seiner wunderschönen Arien soll er bei den von ihm gegebenen Soupers erfunden haben.

Und diese anregende Wirkung eines Festmahls und einer fröhlichen Tafelrunde mag auch vielleicht die Ursache sein, daß so hervorragende Männer der Kunst immer wieder die Rolle der Bratenkünstler übernehmen. Wenn sich gewöhnliche Sterbliche scharfzüngigen Gemüthen hingeben, wenn der Wein die Gemüther erheitert und die Zungen löst, mag der Keim zu mancher künstlerischen Produktion gelegt werden, die erst ihre Auferstehung feiert, lange nachdem die Magenverstimmung, die das Festmahl erzeugt, behoben ist.

\* Kleines Feuilleton. \*

**Allerlei.**

— A. W. **Wie die Todten zu uns sprechen.** Man schreibt uns aus London, 23. Februar: Es ist nunmehr nahezu drei Jahre her, daß der Kardinal Manning in seinem Palast in Westminster, einem Stadtheile Londons, auf dem Sterbette lag. Nicht nur als ein Kirchenfürst und ein Mann, der eine bemerkenswerthe Laufbahn hinter sich hatte, sondern vor Allem als ein Mensch mit hohen Tugenden besaß er zahlreiche Freunde, deren er, als er das Nahen des Todes fühlte, eine Anzahl zu sich entbot. Als er den Wunsch aussprach, dem Haupte der katholischen Kirche und seinem Freunde, dem Cardinal Gibbons in Amerika eine letzte Botschaft zu schicken, schlug einer der Anwesenden vor, daß nicht Papier die kalten Buchstaben tragen sollte, denen der Zauber der Stimme des scheidenden Prälaten abgehen würde, sondern, daß die Wachsrollen der Sprechmaschine die Uebersmittlung übernähmen. Dieser Gedanke schien einen großen Eindruck auf den Kardinal zu machen. Er willigte ein, und seine Scheidegrüße wurden durch den Phonograph des Obersten Gouraud, eines Mitarbeiters des berühmten Bischof, dem Papi Leo XIII., und dem oben genannten amerikanischen Kirchenfürsten übermittelt. Deren Inhalt bildete ja seiner Zeit den Gegenstand von Beisprechungen in der gesammten Presse, und sie sind daher wohl aller Welt bekannt. Was aber außer drei Vertrauten des Verstorbenen Niemand wußte, war das Vorhandensein einer dritten solchen Botschaft desselben, oder wie man es vielleicht richtiger bezeichnen würde, einer Widmung an die Nachwelt. Der kleine Wachsrollen, welcher dieselbe trug, mußte jedoch während dreier Jahre auf den Zeitpunkt warten, wo der Todte durch ihn sprechen konnte, denn Gourauds Apparat

stand nicht zur Verfügung. Soeben aber kehrte der Oberst aus Amerika zurück, und noch einmal wurden alle die Freunde des Kardinals nach dem Palast in Westminster entboten, um die Stimme aus dem Jenleits, wenn wir so sagen dürfen, zu hören. Es war eine glänzende Versammlung, die sich aus diesem Anlaß zusammen fand, glänzend insofern, als sie aus lauter Reuten bestand, denen das Glück, und mitunter auch ihre Verdienste, Plätze in der Nähe der „Menschheit Höhen“ einräumten. Alle waren natürlich aufs Neueste gespannt, und selbstam bewegt als die, durch das nahende Ende geschwächte Stimme des Verstorbenen also vernommen wurde: „An Alle, die nach mir kommen mögen: Ich hoffe, daß keins der Worte, die ich während meines Lebens schrieb oder sprach, nach meinem Tode für irgend Jemand verlesen befunden werden wird. Henry Eduard Manning, Kardinal, Erzbischof.“ — Viele der Anwesenden, nachdem sie diese wenigen schlichten Worte vernommen, werden wohl eine Empfindung gehabt haben, ähnlich derjenigen Hinterbliebenen eines reichen Mannes, die zur Testamentsöffnung eingeladen wurden, um zu vernehmen, daß er ihnen nichts vermachte. — Jener Oberst Gouraud sammelt übrigens „unsterbliche Stimmen“, und besitzt bereits zahlreiche letzte Aussprüche „großer Todter“ Englands. Die interessante Sammlung beabsichtigt er schließlich dem britischen Museum zu überlassen.

— **Das größte Buch der Welt** ist ohne Zweifel die ungeheuer umfangreiche „Geschichte des Secessionskrieges“ (The War of Rebellion), deren Veröffentlichung vor 22 Jahren von der Regierung der Vereinigten Staaten beschlossen wurde, und die in kurzer Zeit vollendet vorliegen dürfte. Diese Geschichte besteht aus 120 Bänden in Oktavformat; 89 Bände sind bereits gedruckt. Jeder Band ist 7 1/2 Centimeter dick, besteht aus 1000

Seiten und kostet 2000 Dollars, so daß das Werk, wenn es vollendet sein wird, aus 120 000 Seiten bestehen und der Regierung der Vereinigten Staaten fast 1 Million Mark kosten wird. Von dieser kolossalen 120 bändigen Geschichte sollen 11 000 Exemplare gedruckt werden, aber sie werden wahrscheinlich beim Publikum nicht zahlreiche Käufer finden, da jedes Exemplar 5000 bis 6000 Mark kosten soll. Die Bücher sind übrigens vornehmlich für die Archive jeder größeren Stadt in den Vereinigten Staaten bestimmt. Es überläßt Einen fast, wenn man daran denkt, was aus der armen Menschheit werden sollte, wenn jeder von den zahllosen Kriegen, die sie mit Trauer erfüllt haben, z. B. der dreißigjährige Krieg, den Gegenstand einer so voluminösen Chronik bilden würde. Die Erde würde unter dem Gewicht dieses bedruckten und eingebundenen Papiers wahrscheinlich zusammenbrechen.

— **Es konnte Einem dabei fast gruselig werden** und so mancher Mystiker wird sich nicht wenig den Kopf zerbrechen, um eine Wundergeschichte zu erklären, die jüngst dem Komiker Felix Schweighofer passiert ist. Der Künstler hat eben in München ein längeres Gastspiel absolviert. In dessen Verlaufe hatte er, wie die Wiener „Deutsche Ztg.“ erzählt, an einem Abend auch den Weinberl in Nestroys Pöffe „Einen Jut will er sich machen“ zu spielen. Es kam die Scene, wo Weinberl den Hausknecht Kraps beim Einbruchsdiebstahl belauscht und erwischt. Das volle Haus dröhnte von Beifall und Lachen und Schweighofer glaubte in seiner Rolle vollkommen am Platze zu sein. Aber er irrte. Es wäre viel notwendiger gewesen, daß er den Weinberl in dessen, anstatt auf der Bühne in München, in seiner Villa in Dresden gespielt hätte. Denn genau zu derselben Stunde unternahm es ein Dresdener Kraps — das heißt, nicht Einer, der nur die Rolle spielte, sondern Einer, der es wirklich war — dem herrenlosen Heim Schweighofers mittelst Dietrichs einen Besuch abzustatten, weniger in der Absicht, einen Heiterkeitserfolg zu erzielen, sondern um den Komiker um einige bewegliche Güter zu erleichtern! Da Weinberl-Schweighofer zur Stunde mit dem Münchener Pseudo-Kraps beschäftigt war, so gelang es dem Gehen ganz leicht, in die verödete Villa einzudringen. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten; und das war doch Weinberl, denn der unternehmende Dresdener fand leider nichts Anderes, als eine Anzahl von Frauenhüten, die der Gattin des Künstlers gehörten. Darob entbrannte der Enttäuschte in Wuth und ließ diese an den unschuldigen Gebliden einer schöpferischen Marchande des Modes-phantasie so gründlich aus, daß bald nur ein Chaos von Krepp- und Bänderfragmenten und verbogenen Drahtgestellen die Stätte seines Wirkens bezeichnete. Und da soll Einer bei einem so merkwürdigen Parallellismus der Vorgänge an räumlich so weit entfernten Schauplätzen nicht abergläubisch werden! Ein Glück, daß Schweighofer kein Tragöde ist. Wie wäre die Geschichte ausgegangen, wenn er beispielsweise in München Jemanden zu erdolchen gehabt hätte?

— **Des Lebens höchster Genuß.** Das Muster eines weisen fürstlichen Haushalters war von seher Kaiser Wilhelm I. Als er noch Prinz von Preußen war, führte er eines Tages den bedeutendsten Gartenkünstler Deutschlands, den Fürsten Hermann von Büdler-Muskau, in den Anlagen von Babelsberg, seiner Lieblichgöpfung, umher. Der Fürst äußerte sich aber nicht sehr befriedigt über das Geleistete; nach seiner Meinung hätten die Anlagen, seit er sie zuletzt gesehen, viel weiter vorwärts gebracht werden müssen. „Das war nicht möglich!“ entgegnete der Prinz von Preußen. — „Warum denn nicht, königliche Hoheit?“ — „Weil die Mittel dazu nicht da waren.“ — Da schaut, wie der Hann. Cour. erzählt, Fürst Büdler den Prinzen groß an, und wie ein Naturlaut entfuhr seinen Lippen die Frage: „Ja, machen denn Ew. königliche Hoheit keine Schulden?“ — „Nein, mein lieber Fürst.“ — „Mein Gott, da kennen Ew. königliche Hoheit den höchsten Genuß des Lebens nicht: die Süßigkeit des Moments, wenn man seine Schulden bezahlen kann!“

**Weiteres.**

**Dilemma.** Tochter: „Ich weiß nicht, was ich thun soll!“ — Vater: „Was ist denn los?“ — Tochter: „Ach, gestern sprach Herr Barton aus Paris zu mir auf Französisch, ich verstand ihn nicht recht und sagte immer: „Oui, Oui.“ und jetzt glaube ich, ich habe mich ihm verlobt!“

**Vater Sohn** tritt aus seinem Comptoir und eilt auf seine Tochter zu. „Kosalie, mein Kind, seh' mich an, merkst Du nichts an mir?“ — Kosalie: „Nein!“ — Vater: „Seh' doch genauer, Kosalie!“ — Kosalie: „Was ist denn — was soll ich denn an

Dir sehen?“ — Vater: „Daß Du bist seit einer halben Stunde glückliche Braut!“

**Aus eigener Erfahrung.** Mutter: „Aber Du mußt doch endlich einmal lernen, Dich allein anzuziehen, Frischchen. Wenn Du mal später Soldat bist, wirst Du auch kein Kinder mädchen haben!“ — Der kleine Friz: „Doch, Mama, Soldaten haben immer Kinder mädchen bei sich!“

**Den besseren Theil erwählt.** Zwei ehemalige Studiengenossen, die jetzt Aerzte sind, treffen sich nach Jahren wieder. — „Wie geht es Ihnen in Ihrem jetzigen Domicil?“ fragt der Jüngere. — „Schlecht. Das Klima ist dort sehr mild. Ich habe Mühe, auf sechstausend im Jahre zu kommen. Und Sie?“ — „Ich bin zufrieden: durchschnittlich zwanzigtausend Mark.“ — „Da haben Sie sehr angenehme Patienten.“ — „Ach, ich habe immer nur mit den Erben zu thun!“

**Vom Tage.**

— **In Valencia** ist dieser Tage eine Gaunerbande aufgehoben worden, die seit vielen Jahren ihr Unwesen nach dem Auslande hin getrieben hat. Sie suchte leichtgläubige Ausländer zu Vorhüften auf auszugrabende Schätze zu veranlassen, die von politischen Flüchtlingen und sonstigen interessanten Personen bei schlechten Zeitläuften an bestimmten Orten in ein Versteck gebracht worden seien. Obwohl die Presse oft genug vor diesem Schwindel gemarnt hat, scheint das Geschäft doch in Folge der bekannten Thatsache, daß die Dummen nicht alle werden, geblüht zu haben, denn das Haupt der Bande, ein gewisser José Nico, lebte herrlich und in Freuden in einem prächtig eingerichteten Hause und hielt sich Wagen und Pferde. Eine Menge falscher Stempel von Behörden, Kirchen, Notaren u. s. w. wurden gefunden, ebenso falsche Geburtscheine und Testamente, ferner zahlreiche Schmuckgegenstände von zum Theil hohem Werthe. Als „Don“ José Nico sich der Gendarmerei gegenüber sah, bot er ihr zunächst 5000 Pesetas für seine Freilassung an, doch ließ sich der brave Sergent nicht bestechen und nahm ihn mit ins Gefängniß, wo sich dann herausstellte, daß man es mit keiner unbekanntem Größe zu thun hatte. Nico soll schon früher die Bekanntschaft mit dem Zuchthaus gemacht, allerdings diese Bekanntschaft aber auch in so geschickter Weise ausgenutzt haben, daß er sich bei seiner „Verurlaubung“ mit einem Vermögen von 70 000 Pesetas als Ergebnis der von dort aus betriebenen „Industrie“ ins Privatleben zurückziehen konnte! Anstatt sich nun hinzusetzen und ein sichtlich hochinteressantes Werk über „Spanische Gefängnißzustände“ zu schreiben, hat er seiner alten Gewohnheit, die Schätze anderer Leute auszugraben, nicht lassen können und wandert dafür nun wiederum ins Gefängniß.

— **Ein besonderes Aufgebot von Gerichtsbeamten** war vorgestern nöthig, um eine aus 19 Körper bestehende Diebes- und Hehlerbande aus dem Untersuchungs-Gefängnisse der vierten Straf-kammer I in Berlin vorzuführen. Es waren dazwischen junge Burken von 15 bis 21 Jahren, die in vier Reihen im und vor dem Ankammer-raum Platz zu nehmen hatten. Ursprünglich waren es zwanzig Angeklagte gewesen, einer von ihnen hatte sich im Gefängnisse erhängt. Des Bandendiebstahls waren 16 Angeklagte beschuldigt; die Uebrigen sollten Hehleri, Betrug und Unterschlagung begangen haben. Im Wesentlichen waren die Angeklagten sämmtlich geständig. Sie hatten sich im Juli vorigen Jahres zusammengethan, um eine förmliche Mäuerbande zu bilden. Ihr Aufkommenortsort war entweder der Bionskirchplatz oder der Arkona-Platz. Hier theilten sie sich in Gruppen von je drei und vier Personen, die dann Streifzüge nach allen Gegenden Berlins unternahmen. In erster Linie war es dabei auf kleinere Geschäfte abgesehen, in denen nur eine Person den Verkauf besorgte. Die Rollen wurden in der Weise theilt, daß zwei der Angeklagten den Laden betraten, während ein Dritter in der Nähe auf der StraÙe Wache hielt. Während einer der Scheinkäufer immer neue Wünsche äußerte, um den Verkäufer abzulenken, stahl der Andere, so viel er konnte. Einigen der Angeklagten wurden über 50 solcher Diebstähle zur Last gelegt. Die Beute: Halbstücker, Messer, Cigarren, Kurzwaren u. s. w. wurde verfilbert und der Gelos getheilt. Bei der Unterschlagung, deren zwei der Angeklagten beschuldigt waren, handelte es sich um zwei Pferde. Der Pferdehändler Arendt hatte zwei Pferde verkauft, die dem Käufer nicht gefielen. Der Letztere schickte sie zurück; Arendt verweigerte die Annahme. Der Ueberbringer ließ nun die Pferde auf dem Hofe Arendts stehen und ging fort. Arendt nahm darauf zwei von den Angeklagten, die müßig auf der StraÙe standen, an, um die Pferde als herrenlos zum Polizeibureau zu bringen. Auch hier wollte man von den Pferden nichts wissen. Nun betrachteten die jugendlichen Führer der Thiere diese als ihr Eigenthum. Sie brachten sie nach dem Grunewald, um sie dort großen lassen, fehlten nach einigen Stunden nach Berlin zurück und fanden dann in unbekanntem Personen Käufer. Die Pferde, die einen Werth von 1100 Mk. gehabt hatten, wurden für kaum den vierten Theil verschleudert. — Der Gerichtshof billigte sämmtlichen Angeklagten mit Rücksicht auf ihre Jugend mildernde Umstände zu und verurtheilte sie je nach dem Grade ihrer Thätigkeit zu Gefängnißstrafen, die sich zwischen zwei Jahren sechs Monaten und sechs Wochen bewegten.

